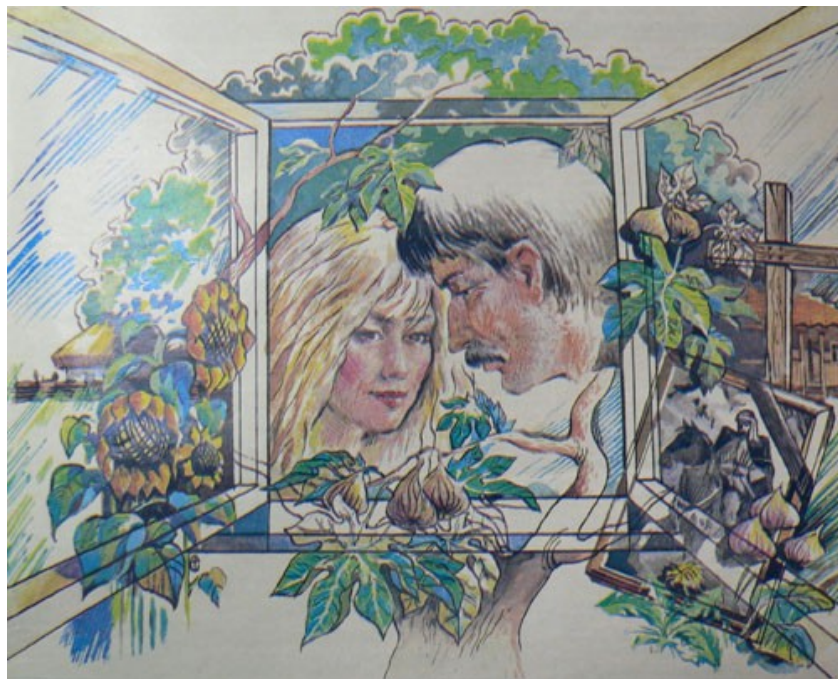


## Der Feigenbaum *Denis Tschatschchalia*



An jenem Tag war Machas vom Feigenbaum gefallen. Unser betagter Nachbar hatte eine unausrottbare kindliche Leidenschaft für die süßen Früchte dieses orientalischen Baumes. Als brächte ihm die Süße der Feigen den einstigen Liebeszauber, wundervolle Wonnen wieder in Erinnerung.

Machas konnte weder lesen noch schreiben und kannte die Bibel nur aus den Erzählungen seiner Frau. Zu den biblischen Sagen hatte er sein eigenes Verhältnis. Es war für ihn selbstverständlich, daß Adam und Eva sich Lendenschurze aus Feigenblättern geflochten hatten, genauso glaubte er, daß die Erbsünde nur mit der Feigenfrucht zusammenhängen konnte.

Wenn Machas die Bilder der großen Meister der Renaissance gekannt hatte, die die Szene der Versuchung darstellen, hätte er ihnen ohne Mühe Unglaubwürdigkeit; nachgewiesen, denn auf diesen Gemälden kostet Eva von einem Apfel, und wer ließe sich denn mit einem Apfel verführen? Die Frucht, mit der Eva vom Leibhaftigen versucht wurde, konnte nur die Feige sein.

Bedenken Sie, würden Adam und Eva ihre Scham etwa mit Feigenblättern bedecken, wenn sie unter dem Apfelbaum gesündigt hätten? Also war der Sündenfall unter dem Feigenbaum geschehen. Darum waren das männliche Rüstzeug Adams und der bezaubernde Schoß Evas mit Feigenblättern bedeckt. Der Geschmack dieser Früchte ist so betörend, daß er nur mit der Süße der Liebeslust verglichen werden kann.

Es ist schon interessant: Zuerst wurde die Sünde begangen. Die Erfahrung der Sünde weckte das Schamgefühl. Wenn die Frucht zur Sünde verführte, so trug das Blatt desselben Baumes zur Reue bei, die auch heute noch viele Menschen verspüren, wenn sie gesündigt haben. So stark ist also die Überlieferung der menschlichen Empfindungen.

Kurzum. Machas war vom Feigenbaum gefallen, und das gilt in unserem Dorf Alra und überhaupt in ganz Abchasien für das Allerletzte. Die Vorliebe für Feigen wird bei uns als Zeugnis einer schimpflichen Schwäche angesehen. Und Machas aß Feigen seit frühester Kindheit leidenschaftlich gern.

Nebenbei bemerkt, ist in der Vorliebe der Kinder für Feigen nichts Anstößiges. Aber Machas bewahrte sich diese Leidenschaft bis ins hohe Alter. Und je weniger er die Süße der Liebe genießen konnte, desto närrischer wurde er auf die saftigen, klebrig süßen Früchte des Feigenbaums.

Die letzten Vertreter des hiesigen Adels, die wir noch erlebten, wußten sich der Feigen zu enthalten und überließen sie hochmütig dem Plebs. Aber auch unsere stolze abchasische Bauernschaft zeigte zuweilen mustergültige Enthaltensamkeit. Es gelang jedoch nicht allen. Und die, die sich nicht beherrschen konnten, gingen ihrer Schwäche heimlich nach.

In Abchasien wachsen frühe und auch späte Sorten von Feigen. Darum nannte Machas insgeheim den Sommeranfang liebevoll Kleines Feigelein, und den Herbst Großes Feigelein.

Die Sommerfeigen sind größer und heller, aber nicht so süß. Wenn sie reif sind, platzt ihre Haut, sie verlieren ihre jungfräuliche Unversehrtheit und laufen wie vor Liebesdrang dunkelrot an.

Darauf folgt die von Machas heißersehnte Zeit des Großen Feigeleins. Die Herbstfeigen reifen langsam und können deshalb mehr Süße speichern. Sie sind nicht besonders groß und sehr dunkel. Die türkischen Feigen zum Beispiel hängen als bläuliche Tropfen zwischen den rauhen Blättern — eine Bachtchissarai-Fontäne der Verlockung.

Von einer türkischen Feige die Haut abzuziehen ist eine mühsame Beschäftigung. Dennoch entkleidete Machas die Früchte mit seinen alterssteifen Fingern, bis sie völlig nackt waren, verzehrte sie unter Stöhnen und stieg immer höher auf den Baum, getrieben von der für sein Alter schimpflichen Unersättlichkeit. Als er den Wipfel des Baumes und zugleich den Höhepunkt der Gefräßigkeit erreicht hatte, war er nicht nur satt, sondern geriet in einen Zustand rauschhafter Seligkeit. Er verlor das Gleichgewicht, rutschte ab und riß im Fallen einige kleinere Zweige dieses brüchigen Baumes mit herunter.

Einmal versteckten sich zwei Brüder im benachbarten Wald. Sie waren Abreken, das heißt, sie hatten einen Menschen getötet, der die Ehre ihrer Sippe beleidigt hatte. Nachdem sie den Beleidiger erschossen hatten, verließen sie aber nicht den Wald, wie es sonst die Abreken tun. Nicht weil sie die Rache der Verwandten des Toten fürchteten. Das ließ ihre hitzigen Köpfe vollkommen kalt. Nein, sie hatten beschlossen, jeden zu töten, der ihre Sippe innerhalb der fünf Generationen seit der Zeit des Russisch-Türkischen Krieges einmal beleidigt hatte.

Sie wollten ein für allemal reinen Tisch machen.

Außerdem wäre es ungerecht, die einen Beleidiger leben zu lassen, nachdem sie die anderen getötet hatten. Das hätte bedeutet, daß die einen beleidigen durften und die anderen nicht. Oder es sähe so aus, als hätten sie einen nahen Verwandten gerächt, aber einen etwas weitläufigeren, den ihr Großvater mehr als einen Bruder geliebt hatte, nicht. Sollte er ungerächt in der feuchten Erde liegen? Als gäbe es in ihrer Sippe keine würdigen Nachfahren.

Eines Tages saßen die Bauern unseres Dorfes Alra in dem mit duftendem Farn ausgestreuten Schuppen und fädelten Tabakblätter auf. Auf die Frage eines Bauern, wo die Brüder Abreken nun sein mögen, bemerkte Lagustan ironisch: „Wo können sie schon sein? Sicherlich unter Nasirs Feigenbaum.“

Der vorlaute und boshafte Hinkefuß Lagustan hatte sich mit seiner Bemerkung zuviel erlaubt. Zum einen gab er bekannt, daß die Brüder Abreken oft bei meinem Großvater Kasir Unterschlupf fanden. Er verriet also den Zufluchtsort der Abreken und ihren Beschützer.

Zum anderen klang es so, als hätte der Mausherr den Brüdern das Obdach verwehrt, wo jeder Dshigit\* es seiner Ehre schuldig ist, einem Abreken Zuflucht zu gewähren.

Obendrein ließ der boshafte Lagustan mit seiner Anspielung auf den Feigenbaum durchblicken, daß die Brüder Abreken hungern müßten und gezwungen seien, zu den zweifelhaften Diensten dieses lasterhaften Baumes zu greifen, was sowohl die verwegenen Rächer als auch die Gastfreundschaft ihres Beschützers in ein schlechtes Licht rückte.

Lagustans Worte wurden den Waldbrüdern zugetragen, die nach dem letzten Stand der Militärtechnik jener Jahre bewaffnet waren. Es war so, daß 1905 Sergo Ordshonikidse und seine Kampfgenossen die Volksmassen auf den bevorstehenden bewaffneten Kampf vorbereiteten und darum zahlreiche Waffen und Munition an unserer Küste abgeladen hatten. Da es damals bei uns wenig Bolschewki gab, aber viel Waffen, waren unsere Abreken mit Handgranaten behangen wie ein Christbaum mit Weihnachtsschmuck.

Es wurde sogar erzählt, daß die Frau eines Abreken, der später Revolutionär wurde, damals beim Tabakpikieren die Löcher nicht mit einem krummen Holzstock in die Erde bohrte, sondern mit dem Lauf eines blitzblanken Revolvers Baujahr 1905.

Der Hinkefuß Lagustan ging nach Hause und schnitzte unterwegs aus einem trockenen Kornelkirschbaumzweig eine Spindel für seine Frau. Sein rechtes Bein war zu kurz, darum wirkte sein Gang wie bei allen, deren „Stützbein“ kürzer als das linke ist, energisch und sicher. Er setzte sein kurzes Bein fest auf wie einen Wanderstock.

Wenn der sichere energische Gang des lahmen Lagustan eine optische Täuschung war, so war das plötzliche Auftauchen der beleidigten Räuberbrüder in seiner Nähe ein unheilverkündendes Vorzeichen. Von beiden Seiten ritten sie an den erschrockenen Lagustan so dicht heran, daß ihm eng wurde wie in einem Sarg.

„Du sagst also, wir weiden unter Nasirs Feigenbaum?“ fragte der eine, sicherlich der ältere der beiden, da in jeder Angelegenheit, und in so einer ganz besonders, nur der ältere Bruder das Gespräch anfangen darf.

Obwohl die Brüder keine Zwillinge waren, konnte Lagustan (und nicht nur er allein) sie kaum auseinanderhalten. Bei dem Anblick der vielen Waffen — Maschinengewehrgrute, Handgranaten, Dolche, Gewehre — verging einem die Lust, solche Nebensächlichkeiten wie Gesichtszüge genau zu betrachten. Lagustan fielen die Spindel und das Messer aus der Hand.

Die Brüder befahlen „Geh zu!“, und Lagustan taumelte zu Nasirs Gehöft, wobei er bei jedem Schritt über sein kurzes Bein zu fallen drohte.

Eine halbe Stunde später brachte Nasir zum Feigenbaum noch zwei Bauern, die damals im Tabakschuppen dabeigewesen waren, als Lagustan seine verhängnisvollen Worte gesprochen hatte.

Der besagte Feigenbaum stand in einer Niederung, etwas tiefer als Nasirs Gehöft, auf einer versumpften Wiese am Waldrand. Hier nahmen Büffel in einer großen Pfütze ihre Schlambäder.

Der Feigenbaum stand weitab von Nasirs Gehöft, da aber bei uns die an die Gehöfte grenzenden Felder, Wiesen und Wälder zu den nächstliegenden Gehöften gezählt werden, hieß der Baum mit Recht Nasirs Feigenbaum, und sogar die nähere Umgebung wurde nach ihm benannt. Wenn ein Bauer den anderen fragte, ob er zum Beispiel seine Büffelkuh gesehen hatte, konnte jener antworten, daß er sie in der Pfütze bei Nasirs Feigenbaum gesehen hat.

"Steig auf den Feigenbaum!" befahl der ältere Abrek, und einem Bauern kam der Gedanke, daß die Brüder den alten Lagustan in der Luft wie einen Vogel abschießen wollten. Der andere Bauer, der noch pessimistischer gestimmt war, dachte, daß sich die Abreken eine hinterlistige Art der Hinrichtung ausgedacht hatten, bei der der angeschossene Lagustan wenn nicht durch Abreks Kugel, so durch den Aufprall auf die Erde sterben würde.

„Reiß sechs Blätter ab. möglichst große!“ hörte Lagustan den Befehl des mit Handgranaten behangenen Abreken.

"Gleich, gleich. . .", brabbelte Lagustan wie von Sinnen vor sich hin und riß immer mehr rauhe Feigenblätter ab. Er war jetzt nicht imstande, bis sechs zu zählen. Die Zahl Sechs war die Lieblingszahl der Abreken. Das hing mit keinem Aberglauben oder religiösem Vorurteil zusammen. Abreken haben keine Vorurteile, da sie keine Zeit für den Selbstbetrug haben. Die Vorliebe für die Zahl kam daher. daß die Revolver, die in unsere Gegend gebracht worden waren, sechs Patronen hatten.

„Steig in den Sumpf!“ kam der Befehl, als Lagustan mit einem Bündel dunkelgrüner rauher Blätter in der Hand vorsichtig vom Baum gestiegen war.

Stark hinkend, als wären es seine letzten Schritte auf festem Boden, ging Lagustan bis zur Hüfte in die modderige Brühe. Die dort ruhenden Büffel ließen sich nicht stören. Die mächtigen Tiere lagen da, ihre pechschwarzen Köpfe aus dem Wasser gereckt, und kauten mit uns unbekannter buddhistischer Ruhe und Beharrlichkeit wieder.

Es schien, als würde nun das Schreckliche passieren: Die Abreken würden ihre Revolver auf Lagustan abfeuern, und er würde in den Modder fallen und ertrinken. Doch kein Abreke, sei er noch so beleidigt, tötet einen Krüppel, was aber andere Arten der Strafe nicht ausschließt. Es läßt sich schwer voraussagen, was sich Abreken einfallen lassen.

"Los, iß die Blätter!" forderte der ältere Abrek Lagustan auf, und sogleich begann der an den Blättern zu kauen, als hätte er nur auf die Erlaubnis gewartet.

Die rauhen Feigenblätter sind dermaßen hart und saftlos, daß man sie kaum essen kann. Dafür müßte man die Kiefer eines Büffels haben. Die Büffel kauten indessen unentwegt wieder, als wollten sie dem Mann zeigen, wie man das macht. Lagustan rollte die Blätter zusammen, kaute sie unzureichend und schluckte das wie

Schmirgelpapier rauhe Zeug hinunter, wobei er sich den Schlund zerkratzte. Zum Schluß der selbstmörderischen Mahlzeit taten Lagustan die Backenmuskeln unerträglich weh. und er konnte die Kiefer nicht mehr bewegen.

Diese Geschichte habe ich in meiner Kindheit von Schugjan, dem Vetter meines Großvaters Nasir, gehört. Damals prägte es sich mir ein, daß alle Erwachsenen gern Feigen essen, aber sie sind bereit, jeden, der ihnen diese Vorliebe nachweist, hart zu bestrafen.

Der alte Machas war also vom Baum gefallen und hatte das Bewußtsein verloren. Dennoch sah es aus, als hätte sein Mund, der von der brennenden Süße der Feigen glühte, die Erinnerung an die abgebrochene Liebesorgie bewahrt. Allmählich kam Machas wieder zur Besinnung und sah als erstes das verschwommene Bild seines Lieblingsbaumes, was ein zwar noch schattenhaftes, doch beweiskräftiges Merkmal des realen Lebens war.

Ich sehe den Feigenbaum, also bin ich, hätte Machas sagen können, wenn er ein Philosoph gewesen wäre. Er konnte es nicht ausdrücken, aber gefühlt wird er es haben.

Als Machas über sich das dunkelgrüne Zelt des geliebten Feigenbaums sah, stöhnte er. Vielleicht weil ihm die gebrochenen Rippen weh taten, oder weil ihm bewußt wurde, daß vor ihm seine heimliche Liebe, sein Feigenbaum, stand, auf den er vielleicht nie wieder steigen würde. Der Baum beugte sich zu ihm noch voller Lebenskräfte und neckte ihn mit den Feigen, die wie Tropfen in den Zweigen hingen — wie die Lieblingsfrau den geschwächten Sultan mit ihren Muttermalen neckt, die auf ihrem schönen Körper in kosmischem Chaos verstreut sind.

Als erste hörte das Stöhnen von Machas seine Frau Njura, Kubaner Kosakin, die er von der Front nach Abchasien mitgebracht hatte.

Damals waren sie gleich in den Garten gegangen, weit weg von neugierigen Blicken. Njura kletterte auf den Feigenbaum und warf von da aus Feigen auf ihren Befreier. Damit, wie ausgelassen sie ihn mit Feigen bewarf und wie sie herausfordernd lachte und immer höher auf den Baum stieg, neckte sie und reizte sie Machas. Der Soldat begriff sofort, daß er diese „Höhe“ im Sturm nehmen mußte. Schnell wie ein Luchs kletterte er auf den Baum, und ihr Lachen erstickte in seinem Kuß.

Unter fortwährenden Umarmungen und Küssen brachte Machas seine Geliebte auf die unteren Zweige, wo er endlich bei einer dichten Gabelung einen sicheren Halt fand. In ihrem Liebeseifer fragten sie sich nicht, warum es auf einmal immer heller wurde und woher das wunderbare Gefühl des Fliegern kommen mochte. Erst als der abgebrochene Zweig samt Machas und Njura auf der Erde landete, begriffen die beiden, was geschehen war. Doch sie unterbrachen nicht ihr eifriges Liebestreben, im Gegenteil, als sie festen Boden unter sich spürten, wurden sie noch unbändiger.

Sie lagen im Feigenlaub, und Njura beugte sich über den Soldaten und ließ ihn von den Feigen, die sie im Mund hielt, abbeißen. Sie zerbissen zusammen die Frucht und aßen das fruchtbare Fleisch, ohne ihre Lippen voneinander zu lösen, die die saftige Süße der Feigen zusammenschmolz.

„Guck weg. ich ziehe mich an“, sagte Njura. indem sie sich mit dem Feigenzweig zudeckte, und Machas sah auf ihrer rosafarbenen Hüfte starke Abdrücke der Feigenblätter.

Von der Front hatte Machas keine Orden und keine Medaillen mitgebracht. Er hatte mutig gekämpft wie alle, doch war er am Leben geblieben, obgleich er wie viele verwundet gewesen war. Das Schicksal bewahrte ihn vor dem Tod und schenkte ihm zum Schluß Njura. Diese beiden Geschenke — das Leben und Njura — verbanden sich für ihn zu einem großen Geschenk.

"Machas, warum hast du niemanden gebeten, dir einen Orden abzugeben? Andere haben Dutzende davon mitgebracht, auf der Brust reicht der Platz nicht aus!" neckten ihn müßige Dorfleute.

„Nach unserer Hauptschlacht belobigte der Kommandeur alle, die am Leben geblieben sind. Darauf rief er: ‚Soldat Machas Palba!‘ Ich trat aus der Reihe. Der Kommandeur führte zu mir Njura und sagte: ‚Hier ist deine Medaille für Tapferkeit! Trage sie mit Freuden, Soldat!‘ " erklärte Machas zum hundertsten Mal.

Tatsächlich nannte Machas seine Frau Njura „Nagrada" — Geschenk. Belohnung. Unser Brauch verbietet uns, die Ehefrau bei ihrem Namen zu nennen. Sie wird mit einem anderen Namen genannt, oder man spricht über sie in der dritten Person. So nannte Machas seine Frau Njura „Nagrada". Lange Zeit glaubten die Dorfleute, die nicht Russisch konnten, es wäre ein russischer Name, und er schien ihnen klangvoll und bedeutsam, wobei sie nicht ganz unrecht hatten.

"He du. Nagrada", schrie er vom Acker, „bring mir saure Milch, oder ich sterbe vor Durst."

Sie brachte ihm verdünnte saure Milch im Krug und lächelte, weil sie wußte, daß Machas nicht nur nach Milch dürstete, daß er sie nicht so ohne weiteres gehen lassen würde. Sie lächelte auch, wenn sie vom Acker zurückkam, ihre Kleidung in Ordnung brachte und das verrutschte Kopftuch neu band.

Als Njura auf der offenen Terrasse ihres aus Kastanienholz gebauten abchasischen Hauses saß und Sonnenblumenkerne knackte, hörte sie auf einmal leises Stöhnen aus der Richtung des Maisfeldes und rannte hin, nachzusehen, was da passierte. Als sie ihren Mann unter dem Feigenbaum liegen sah, wußte sie gleich, daß er seinem Feigenwahnsinn zum Opfer gefallen war. Ihm die Leviten lesend, schleppte sie ihn durch den Mais zum Haus.

Njura und Machas hatten keine Kinder. Njura war unfruchtbar. Doch Machas liebte sie und wollte sie nicht verlassen, obwohl sich genug Leute fanden, die ihm den Rat gaben, sich eine andere Frau zu nehmen.

Viele Jahre später erbettelte sich Machas von einem kinderreichen Verwandten einen Pflegesohn zum Großziehen. So wurde Safer zu seiner einzigen Hoffnung, daß das Leben in seinem Gehöft nicht aufhören, das Feuer in seinem Herd nicht ausgehen würde.

Nach außen hin war alles in Ordnung: Der Junge wohnte bei ihnen, ging in die Schule, half im Haushalt. Doch mit dem Herzen zog es ihn zu seiner Familie, in sein von der Schule und der Straße abgelegenes Elternhaus, in dem viele Menschen lebten.

Kaum war Machas wieder bei Bewußtsein und spürte, daß er reden konnte, rief er Safer, der gerade aus der Schule gekommen war, und trug ihm auf:

„Sag der Nagrada, sie soll den Leuten erzählen, ich sei vom Pferd gefallen. Sie ist eine Russin, da kann es passieren, daß sie was Verkehrtes sagt.“



Njura hatte schon oft auf ihren Mann eingeredet, er solle in seinem Alter lieber auf der Terrasse sitzen und Sonnenblumenkerne knacken, statt auf Feigenbäume zu steigen. Der Kosakin ging es nicht in den Kopf, daß ein Abchasier, auch wenn er nicht ganz bei Verstand wäre, niemals Sonnenblumenkerne knacken würde.

Anfangs versuchte Machas sie davon abzubringen. Sonnenblumenkerne zu knacken, zumal sie es gern auf der Terrasse tat. wo sie jederzeit von den vorbeigehenden Nachbarn gesehen werden konnte. „Du sitzt nicht auf der Erdaufschüttung vor dem Bauernhaus in deiner Heimat, sondern auf der Terrasse eines abchasischen Hauses“, tadelte Machas seine Frau. Bei der Gelegenheit erinnerte er sie daran, daß dieses Haus von seinem Großvater Ghasarat gebaut worden war. Er hoffte, daß sie wenigstens aus Achtung vor dem Vorfahren ihres Mannes ihre Angewohnheit aufgeben würde.

„Du brichst dir doch noch was, du oller Holzkopf“, sagte sie mit einer für unsere Region undenkbareren Respektlosigkeit zu ihrem Mann. Machas verzieh ihr großzügig diese etwas derbe kubanische Redensart und begab sich strikt zum Feigenbaum.

„Tante Nagrada“, riefen die Nachbarskinder oft an ihrem Tor. „wir möchten bitte Sonnenblumenkerne.“

Njura knackte Sonnenblumenkerne sehr gern. Sie bekam sie säckeweise vom Kuban geschickt und brachte allen Dorfkindern bei, wie man es richtig macht. So standen öfter Kinder an ihrem Tor und bettelten.

Machas lag bereits einige Tage im Bett, aber es ging ihm nicht besser. Das Gerücht, er wäre vom Pferd gefallen, wurde von niemandem für voll genommen, aber alle taten so, als glaubten sie es. Machas hatte zwar ein Pferd, aber er ritt seit langem nicht mehr. Dieser halbverwilderte Mustang war kaum zu fangen. Der verführerische Feigenbaum aber stand verlegen an dem für alle gut übersehbaren Hang hinter dem Kastanienholzhaus, als gäbe er selbst zu. daß er den alten Lüstling mit seinem Zauber ins Verderben führte.

So lag Machas zum Ausklang der Zeit des Großen Feigeleins im Sterben und mußte sich sehr quälen. Es wurde gemunkelt, daß seine Wirbelsäule schwer verletzt war. Die Verwandten, die das Haus des Sterbenden füllten, glaubten jeden Tag, es wäre sein letzter.

Um Mitternacht, als im Haus fast nur noch Familienangehörige geblieben waren, schickte Machas' ältere Schwester, die von weit her gekommen war, einen Nachbarsjungen zum Feigenbaum. Der flinke Bengel kam bald zurück mit einer Schüssel voll dunkler bläulicher Feigen. Sie wurde am Kopfende des Krankenbettes hingestellt.

Machas' Schwester, die in ihrem Leben nicht nur einen Sterbenden für die letzte Reise gerüstet hatte und eine beträchtliche, doch nicht beneidenswerte Erfahrung in solchen Dingen besaß, erledigte alles exakt und sicher. Das rettete die Lage und war eine Erleichterung für die wenig erfahrenen Verwandten, die vor Verwirrung wie gelähmt dasaßen.

Machas' Schwester zerdrückte mit den knorrigen Fingern einer alten Frau eine Feige und schmierte die süße Masse ihrem Bruder auf die Lippen. Danach wusch sie sich die Hände über einer kupfernen Schüssel. Die Augenzeugen behaupteten, kaum sei Machas' Mund mit Feigenmasse beschmiert worden, habe er sich die Lippen geleckt und gelächelt. Danach ließ sich Machas' Schwester die Wäsche bringen, die dem toten Machas angezogen werden sollte, aber der Tod wollte nicht kommen. Machas' Schwester nahm die Wäsche und stellte sich ans Fußende des Bettes.

„Machas“, sprach sie zum Sterbenden, überzeugt, daß er sie horte und ihr gehorchen würde, „es ist Zeit für dich, auf die Reise zu gehen. Siehst du, ich habe für dich die Kleidung vorbereitet. Dort warten auf dich unser Vater und unsere Mutter. Laß sie nicht warten. Sag ihnen, daß es uns gut geht und daß ich bald nachkomme.“

Einige Frauen konnten nicht an sich halten und schluchzten los. Plötzlich machte der Sterbende die Augen auf, als wollte er zum letzten Mal diese Welt ansehen. Er versuchte den Kopf zu heben, zuckte einige Male zusammen und erstarrte mit offenen Augen. Seine Brust, die vom schweren Atem heftig auf- und niedergegangen war, lag auf einmal still, und der Atem strömte leise aus.

„Gebt d'ie Kerze her“, flüsterte Machas' Schwester, und Njura reichte ihr die brennende Kerze, die auf einem Tischchen am Kopfende des Bettes stand.

„Geh raus“, bat Machas' Schwester ihre Schwägerin, und Njura ging heulend auf die Terrasse, wo sich die anderen schluchzenden Frauen zu ihr gesellten.

Mit Hilfe zweier Nachbarn wusch Machas' Schwester ihren Bruder und kleidete ihn an, drückte ihm die Augen zu, faltete ihm die Hände auf der Brust und stellte die brennende Kerze hinein. Die Männer hielten die Füße des Sterbenden fest. Alle sahen zu seiner langsam einsinkenden Brust, die die letzten Reste des Lebens aushauchte. Plötzlich kam aus dem willenlos offenstehenden Mund des Toten ein blaßblauer heller Hauch, stieg über seinen erkalteten Lippen in die Hohe und entschwebte. Alle erstarrten, dann flüsterten sie leise: „Die Seele“, als sagten sie: „Amen“.

Viele Menschen kamen, um von Machas Abschied zu nehmen. Es ist bei uns Brauch, daß bei solchen Anlässen auch die Dorfleute aus den entfernten Ortschaften wenigstens einmal vorbeikommen.

Njura durfte als Frau des Verstorbenen in Gegenwart der Besucher weder weinen noch wehklagen, aber sie wollte und konnte sich nicht unseren Normen anpassen. Niemand schien sie deswegen zu verurteilen, wengleich alle der Meinung waren, daß ein Mensch, der sich nicht an unsere Sitten hält, selbst dem eigenen Ansehen Abbruch tut.

Die verwitwete Kosakin weinte und wehklagte so laut, daß säe manchmal die leidvollen Klagen von Machas' Schwester und den anderen nahen Verwandten übertönte.

„Was hast du bloß getan?! Was hast du bloß getan?!“ wiederholte sie russisch, wobei sich ihre Stimme von der professionellen Trauermesse der hiesigen Klageweiber abhob und wie ein kurzes slawisches Resümee der komplizierten abchasischen Trauerklagen klang.

„Was hast du bloß getan?! Was hast du bloß getan?!“ wiederholte immer wieder die arme Njura. Ihr verzweifelter Gedanke schlug sich wie ein Spatz gegen eine Glas-scheibe, fand keinen Ausweg, konnte sich nicht zu den Weiten der menschlichen Vernunft aufschwingen.

Die Stunde des Abschieds von dem Toten rückte immer näher, und das Volk, das sich in dem groß angelegten abchasischen Hof gesammelt hatte, geriet in Bewegung. Machas' Verwandte verabschiedeten sich vom Verstorbenen und sagten zu ihm gute und herzliche Worte.



Ein Nachbarsjunge hielt vor seiner Brust eine vergrößerte Fotografie, die Machas hoch zu Roß zeigte. Dieses Bild sollte wahrscheinlich nicht nur eine rituelle Bestimmung erfüllen, sondern auch die Version versinnbildlichen, nach der Machas nicht vom Feigenbaum, sondern vom Pferd gefallen war.

Machas sah auf dem Bild sehr gut aus, und alle Anwesenden sollten endgültig den Feigenbaum vergessen und sich öffentlich zu der Version des dshigitisehen Todes von Machas bekennen.

Er wurde auf seinem Gehöft beerdigt. Nach unseren Vorstellungen bleibt der Verstorbene, der innerhalb des Gehöfts beigesetzt wurde, in der Nähe der Familie, als wäre er am Leben, und er kann fast in gleichem Maße wie seine lebenden Verwandten alles wie zu seinen Lebzeiten benutzen.

Im Laufe der Jahre können auf einem Gehöft so viele Gräber zusammenkommen, daß das Wohnhaus inmitten der Grabhügel wie ein kleines Verwaltungsgebäude eines großen Friedhofes aussieht.

Machas' Grab auf dem Familienfriedhof lag nahe am Tor und war von der Straße her zu sehen. Am Kopfende stand Machas' Fotografie, wo er zu gut Pferd saß und lächelte. Auf dem Grabhügel lagen drei Feigen. Wahrscheinlich hatte die Schwester des Verstorbenen sie hingelegt. Denn es wäre sinnlos zu versuchen, jemanden nach seinem Tod von etwas abzubringen, was man zu seinen Lebzeiten nicht geschafft hat. Kurzum, beides - das Bild des ehemaligen Hofbesitzers und die Feigenfrüchte - zeugte von der gleichzeitigen Existenz zweier Versionen seines Todes.

Nach der Beerdigung ihres Mannes begriff Njura, daß sich der Sinn ihres Aufenthalts in unserer Region völlig erschöpft hatte. Ihr Pflegesohn fühlte sich zu seinen Eltern hingezogen, obwohl er es zu verbergen suchte.

„Tue dir keinen Zwang an, Safer“, sagte ihm Njura nach der Trauerfeier am vierzigsten Tag nach dem Tod ihres Mannes, „geh in dein Elternhaus zurück! Es scheint diesem Haus nicht vergönnt zu sein, einen Hausherrn zu haben. Ich warte hier noch den Jahrestag ab und fahre auch heim. Meinen Mann habe ich hier beweint, aber mich selbst würde hier niemand beweinen.“

Njura wußte, daß Safer sie nicht allein im Haus lassen konnte. Wenn sie aber zum Kuban zurückfuhr, wurde Safer frei, und außerdem konnten die Verwandten über das Gehöft und alles Drum und Dran nach ihrem Gutdünken verfügen.

„Nur bitte ich dich. Safer, laß das Gehöft nicht verwildern. Vielleicht kehrst du in dieses Haus zurück, wenn du heiratest. Einmal mußst du ja von den Eltern weg. Dort ist schon ohne dich eng genug. Und hier hast du eine gut eingerichtete Hauswirtschaft, und das Haus ist dir nicht fremd“, sagte Njura zu Safer.

Safer hatte mit so viel Offenheit und gütiger Weisheit nicht gerechnet, obwohl Njura immer gutmütig gewesen war. Sie verabschiedeten sich unter Tränen, und Safer ging zu den Seinigen. Ab und zu besuchte er Njura und verrichtete willig und mit praktischem Sinn alle Männerarbeiten, die angefallen waren. Njura sah mit dem traurigen Lächeln und der schmerzlichen Wehmut einer kinderlosen Frau zu, wie ihr Pflogesohn aus Dankbarkeit für ihre Mühen und noch mehr für seine Freigabe seine Schuld bei ihr abarbeitete.

Allein im leeren Haus zu überwintern war besonders schwer. Njura überstand den einsamen und selten kalten Winter, wartete den Frühling ab und machte sich zum letzten Mal an die Gartenarbeiten. Auf diesem alten

abchasischen Gehöft hatte Njura ihre ukrainische Ecke. Wenn sie die aufsuchte, sang sie ukrainische Lieder. Die Nachbarskinder kannten schon einige davon und sangen sie beim Knacken kubanischer Sonnenblumen.

Njura trat in ihren ukrainischen Gemüsegarten wie in die Gottesekke mit den Heiligenbildern. Alles hier erfreute ihr Auge, erquickte ihr Herz. Die Sonnenblumen mit ihren runden Gesichtern, wie Ebenbilder der kubanischen Sonne, wogten zwischen zahlreichen Himbeer-, Stachelbeer-, Johannisbeer- und anderen Sträuchern, die sich in einem abchasischen Dorf wunderbar ausnahmen.

Die erwachsenen Dorfleute sahen in Njuras Garten nur eine Exotik, die jeden praktischen Nutzen entbehrte, denn ihre konservative Ernährung Heiß nichts gelten, was in diesem Garten gedieh. Dafür fanden die Kinder mit ihrer demokratischen Unvoreingenommenheit sehr schnell Geschmack an den märchenhaften, kostbar glänzenden Beeren. Für sie war der Gemüsegarten der Tante Nagrada eine unerschöpfliche Schatzkammer, und sie machten ab und zu Raubzüge in dieser ukrainischen Autonomie auf dem geräumigen abchasischen Gehöft, ohne sichtliche Verwüstungen zu hinterlassen.

Alle im Dorf wußten, daß Njura nach dem Todestag ihres Mannes das Dorf für immer verlassen wollte, und es war verständlich, daß sie nicht gleich am Tag darauf losfahren würde. Als Schugjan eines Tages an Machas' Grab vorbeifuhr, fiel ihm im letzten Moment auf, das sich etwas auf dem Grab verändert hatte. Er wendete sein halsstarriges Pferd und fuhr näher zum Zaun. Auf dem Tischchen am Kopfende des Grabes lag ein Buchsbaumkranz, in den Blumen aus Njuras ukrainischem Garten hineingeflochten waren. Mitten im Kranz stand Machas' verglastes Porträt, und auf der seidenen Kranzschleife war zu lesen: „Dem teuren Freund von Nagrada.“

Schugjan traten beinahe die Tränen in die Augen, so leid tat es ihm, daß Njura weggefahren war. Sie war gütig und klug. In ihren Abschiedsworten auf dem Kranz hatte sie ihren Mann nicht mit seinem Namen genannt und anstelle ihres richtigen Namens den geschrieben, den Machas ihr gegeben hatte. Das war ihr letzter Tribut an unsere anspruchslosen Gewohnheiten.

Bald darauf wußten alle im Dorf, daß Njura weggefahren war. Sie war verschwunden, ohne sich zu verabschieden. Das war für alle verständlich. Denn bei uns haben die Menschen Scheu, über ihre Gefühle zu sprechen. Sie schätzen nicht die Worte darüber, sondern die Gefühle selbst. Njura wußte das.

Seitdem knackten die Kinder in unserem Dorf keine Sonnenblumenkerne mehr, dafür hörte man manchmal abends in der Dämmerung, die immer dichter das abchasische Dorf umhüllte, eine kindliche Stimme eine ukrainische Weise singen. Sie klang unverständlich und doch vertraut, als wäre es eine wehmütige Erinnerung an Njura, die bei uns kein dauerhaftes Nest gebaut hatte.

Wo die Mutterschaft fehlt, ist alles unbeständig.

Wie ergreifend sang das Mädchen auf dem dämmernden Hügel:

Meine liebe Mutter,

Du hast nachts nicht geschlafen...

Da kam als zweite Stimme die Jimgenstimme dazu, die sich um die Mädchenstimme rankte, als umarmte der Bruder seine Schwester:

Und du gingst mit mir mit  
In das Feld hinterm Dorf. . .

Das waren die Stimmen der Kinder, die das Schicksal Njura vorenthalten hatte.

Aus dem Russischen von Olga KÖHLER

\* ehrenhafter mutiger Reiter